



Bern, 17. Juni 2009

Prozess-Skizze für Projekt „no more rumore“

Ausgangslage

Durch so genannte Vandalenakte entstehen in der Stadt und Region Bern jedes Jahr Schäden in Millionenhöhe. Dabei handelt es sich in erster Linie um zerkratzte Scheiben in Fahrzeugen des öffentlichen Verkehrs, um Sprayereien, Tags und sonstige Schriftzüge auf Wänden, Plakaten und an Haltestellen sowie um demolierte Gegenstände und Verschmutzung im öffentlichen Raum. Unter dem Begriff „Vandalismus“ werden also so unterschiedliche Phänomene wie Zerstörungswut, Verdreckung und auch gewisse (aus Sicht der Täterinnen und Täter) öffentliche Ausdrucks- und Kunstformen subsumiert. Von solchen Vandalenakten betroffen sind neben den Gemeinden und dem Kanton in erster Linie HauseigentümerInnen, die Verkehrsbetriebe der Region, GeschäftsinhaberInnen, Schulen und Jugendtreffs. Die Reinigungs- und Reparaturkosten steigen für viele im öffentlichen Raum präsente Gemeinwesen, Institutionen und Firmen - und damit auch der Unmut, das Unverständnis für und die Wut über die Täterschaft. Es besteht ein klarer Handlungsbedarf.

Vandalismus und Sachbeschädigungen werden dabei im Rahmen dieses Projektes als eine spezifische Form von Gewalt betrachtet.

Bevor wir uns möglichen präventiven Massnahmen, wie sie das Projekt „No more rumore“ vorsieht, zuwenden, beschäftigt uns ein kurzer Exkurs einerseits zur Täterschaft, andererseits zu den Ursachen solchen Verhaltens:

Wer verübt diese Akte? Der grösste Teil der Schäden wird gemäss Anzeigenstatistiken von Jugendlichen (mehrheitlich Männern) verursacht. Diesen fehlt teilweise die Einsicht, nicht nur MitbenutzerInnen sondern auch MitbesitzerInnen des öffentlichen Raumes zu sein. Die (auch finanziellen) Konsequenzen von Vandalenakten sind ihnen zu wenig bekannt. Doch welche Gruppen von Jugendlichen sind tendenziell eher anfällig dafür, durch Sachbeschädigungen auffällig zu werden? Um diese Frage zu beantworten, lohnt es sich, die typischen Ursachen von Vandalenakten kurz zu beleuchten. Denn grundsätzlich kann man grob unterscheiden zwischen Vandalenakten als Mutproben, Vandalenakten als Ventil und Vandalenakten als Ausdrucksform einer jugendlichen Protestkultur (es ist allerdings nicht so, dass sich jede Tat eindeutig einer dieser Kategorien zuordnen lässt):

- **Vandalenakte als Mutproben:** Äusserst selten nur üben Einzelpersonen Akte von Sachbeschädigung aus - in der Regel kommt es zu Vandalismus in Gruppen. Der gemeinsame Akt gegen eine äussere Instanz kann zu Solidarität im Innern der Gruppe, zu einem verstärkten Gefühl der Zusammengehörigkeit führen. Durch diese Identifizierung mit einer Gruppe wird in solchen Fällen die eigene Identität definiert und - in Abgrenzung vom familiären Umfeld - stabilisiert. In anderen Fällen finden Akte der Sachbeschädigung auch einfach aus Langeweile, als Zeitvertrieb einer Clique, statt. Dieser Gruppendynamik und der Angst, aus der Clique ausgeschlossen zu werden, zu widerstehen, braucht oftmals mehr

Mut als am Vandalenakt zu partizipieren - selbst wenn man diesen subjektiv durchaus negativ bewerten kann. Um sich erfolgreich gegen Vandalenakte als Mutproben im Rahmen einer Gruppendynamik stellen zu können, braucht es sozialen Status und ein gestärktes Selbstvertrauen, ein Bewusstsein des individuellen Werts unabhängig von der Gruppe.

- **Vandalenakte als Ventil:** Momentan lastet ein gewaltiger Druck auf jungen Menschen. Die Jugendarbeitslosigkeit ist in den letzten zehn Jahren gestiegen. Mit niedrigen Bildungsabschlüssen ist es schwierig geworden, die eigenen Träume zu verwirklichen. Die Erfahrung, selbst mit guten Noten Dutzende Bewerbungen schreiben zu müssen - ohne Garantie auf einen Erfolg - lassen mancheN an sich und seinen resp. ihren Fähigkeiten zweifeln. Zu viele Jugendliche bekommen das Gefühl, „ich bin unerwünscht“ und können resignieren. Von dieser Thematik sind Jugendliche mit Migrationshintergrund (insbesondere aus Ex-Jugoslawien, der Türkei, Sri Lanka, afrikanischen und lateinamerikanischen Ländern) mehrfach stärker betroffen. Dies liegt in der Regel an einer Kombination von schulischen Schwächen, Diskriminierung, fehlender Unterstützung und missglückter Integration.

Doch auch auf anderen Ebenen stecken Jugendliche unter Druck: Es gibt immer weniger Orte, an denen sie sich aufhalten dürfen, ohne unter Konsumzwang zu stehen; ihre Zeit ist - verglichen mit Jugendlichen vor 20 Jahren - klarer strukturiert, es gibt weniger Freiräume für sie; gekoppelt mit den leider üblichen Erlebnissen von Adulthood¹ und Nicht-ernst-genommen-Werden kann ein Druck entstehen, der sich ein Ventil sucht. Diese Entwicklung betrifft Jugendliche aller Schichten und Herkunftsorte.

Ein mögliches Ventil, sich an der als ungerecht erlebten Welt zu rächen - insbesondere an der als feindlich und autoritär wahrgenommenen Erwachsenenwelt - oder den im stressigen Alltag aufgebauten Druck abzubauen, sind Vandalenakte.² Um sich erfolgreich gegen Vandalenakte als Ventil stellen zu können, braucht es primär eine Perspektive, ein Gefühl dafür, einen Weg vor sich zu sehen sowie Strategien, um mit Druck und Stress konstruktiv umgehen zu können.

- **Vandalenakte als Ausdrucksform einer jugendlichen Protestkultur:** Ein Teil der Schäden werden durch Tags, Graffitis und politische Parolen verursacht. Hier rücken Exponentinnen und Exponenten zweier Jugendkulturszenen in den Fokus: zum einen geht es um politisch links stehende Aktivistinnen, zum anderen um Jugendliche aus dem Dunstkreis des HipHop. Gemeinsam ist diesen beiden - ansonsten sehr unterschiedlichen - Szenen eine Protesthaltung gegen die von ihnen als vorherrschend betrachtete Gesellschaftsform, der durch die Vandalenakte Ausdruck gegeben wird. Die so entstandenen Tags, Graffitis oder Parolen werden von den Ausführenden gerade als ein Akt des Widerstands gegen die herrschenden Verhältnisse gedeutet. Auswertungen der Täterprofile aus beiden Szenen weisen darauf hin, dass es sich bei dieser Gruppe eher um Jugendliche mit höheren Bildungsabschlüssen handelt.

Nach den Hintergründen und Ursachen von Vandalenakten und Sachbeschädigung zu fragen, den Versuch zu unternehmen, diese Verhaltensweisen zu verstehen, bedeutet nicht, dass man diese Taten entschuldigt oder kleinredet. Vielmehr hilft uns dieses umfassendere Bild, einen Ansatz zur Prävention dieser Verhaltensweisen wählen zu können, der bei den Ursachen ansetzt und nicht bloss Symptome zu bekämpfen versucht.

¹ „Adulthood“ ist die Diskriminierung gegen jüngere Menschen, meistens von Erwachsenen gegenüber Jugendlichen und Kindern. Mehr Informationen unter http://www.ncbi.ch/prog_not2young2.html.

² Dies wurde belegt durch einige spannende und erhellende Äusserungen von SprayerInnen in einer von den Verkehrsbetrieben in Rostock durchgeführten Internetdiskussion; diese war bis vor kurzem noch im Internet unter http://www.rsag-online.de/rsag_plus/themenforum.html?&thema=282 nachzulesen - leider ist das mittlerweile nicht mehr online...

Welche Rückschlüsse lassen sich nun aus diesen Überlegungen auf die Täterschaft ziehen? Ableiten lassen sich daraus verschiedene **Risikofaktoren**. Genannt wurden primär:

- Geschlecht: mehrheitlich Männer
- eingeschränkte berufliche Perspektiven: Jugendliche mit niedrigem Bildungsabschluss, schlechten Abschlussnoten, ungenügenden Kenntnissen der hiesigen Sprache und/oder bildungsfernem Familienumfeld
- MigrantInnen aus Nationen, gegen die starke Vorurteile zirkulieren: insbesondere Ex-Jugoslawien, Türkei, Sri Lanka, afrikanische und lateinamerikanische Länder. Dieses Risiko wird noch verstärkt, wenn ihre Eltern selber schlecht integriert sind, die hiesige Sprache nicht beherrschen und/oder zu Hause aufgrund starken ökonomischen Drucks kaum präsent sind.
- grosses Kompensationsbedürfnis in der Gruppe/Clique: durch schwaches Selbstvertrauen, fehlende Selbst- und Sozialkompetenz, ungenügendes Bewusstsein der eigenen Ressourcen
- politische oder subkulturelle Protesthaltung: Jugendliche, die ihre Unzufriedenheit mit den aktuell vorherrschenden Verhältnissen zum Ausdruck bringen

Je mehr von diesen Risikofaktoren vorliegen, desto grösser ist die Gefahr, dass ein bestimmter Jugendlicher anfällig dafür ist, nicht klar „nein“ zu sagen, wenn das Ausüben von Vandalenakten zur Debatte steht. Das Kennen - und frühzeitige Erkennen - dieser Risikofaktoren ermöglicht es, potentiell gefährdete Jugendliche rechtzeitig zu ermitteln und präventiv tätig zu werden oder ihre Eltern, ihre Kolleginnen und Kollegen oder andere Bezugspersonen in ihrer Zivilcourage zu stärken - beispielsweise durch die nachfolgend vorgeschlagenen Massnahmen im Rahmen des Projekts „No more rumore“.

Beim Thema Vandalismus setzt Symptombekämpfung oft einseitig auf repressive Massnahmen und härtere Bestrafung. Doch nur auf dieser Schiene lässt sich Vandalismus nicht verhindern. Das liegt nicht nur daran, dass die Täterschaft nur in den wenigsten Fällen ermittelt werden kann. Gerade bei dieser Thematik kann sich Repression - einseitig angewendet - als kontraproduktiv erweisen: Druck, Drohungen und Strafen können den inneren „Dampf“, der sich wiederum in Vandalenakten entladen kann, noch weiter erhöhen. Damit soll nicht gesagt sein, dass ertappte VandallInnen nicht die Konsequenzen ihrer Tat tragen sollen. Sie haben eine Straftat begangen, die (jugend-)strafrechtlich definierte Konsequenzen nach sich zieht. Es braucht aber als klare Ergänzung zur Repression - analog zu den Erfahrungen in der Drogenpolitik - einen starken Akzent auf präventiven und begleitenden Massnahmen. Solche Angebote, in denen gefährdeten oder ertappten VandallInnen mit Respekt und einer verstehenden Grundhaltung begegnet wird, bilden einen Rahmen, in dem diese mit ihren Taten konfrontiert werden und die Verantwortung dafür übernehmen können und in denen alternative, nicht-gewalttätige Verhaltensweisen und Frustrationsabbauer eingeübt werden können. Dies wiederum eröffnet ihnen die Möglichkeit, vom devianten Verhalten Abstand zu nehmen.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund überproportional stark unter den aufgeklärten Gewalttaten vertreten sind. Diese Tatsache führt in der Regel zu Rufen nach mehr Kontrolle und stärkerer Repression. Diese werden oft durch den Vorwurf des Rassismus und der undifferenzierten Angstmacherei gekontert. Diese eingeschlifenen Argumentationen führen zu leicht zu einer Blockade der konstruktiven Diskussion, die der Wichtigkeit der Thematik alles andere als förderlich ist. Es gibt sehr wohl gewisse strukturelle Gründe, die helfen können, dieses Missverhältnis zu erklären; ebenso korrekt ist es aber, dass es Schwierigkeiten bei der Integration gibt und diese in zahlreichen Fällen missglückt.

Mit dem Projekt „No more rumore“ ist es uns ein Anliegen, nicht von diesen Argumentationen blockiert zu werden, sondern funktionierende Lösungen für die vorliegende Problematik zu finden, die auch in dieser Hinsicht weder ausschliesslich repressiv noch ausschliesslich verstehend ausgerichtet sind.

Bereits geleistete Vorarbeiten

Unter dem Arbeitstitel „Mi Böss - mis Tram“ lancierte Bernmobil anfangs 2006 ein internes Projekt, das darauf abzielte, Oberstufen- und BerufsschülerInnen über die Folgen von Vandalismusschäden aufzuklären, diesen damit präventiv zu begegnen und das Sicherheitsempfinden der restlichen Fahrgäste, das durch unordentliche und beschädigte Fahrzeuge beeinträchtigt wird, wieder der objektiven Sicherheit anzunähern. Dazu sollten Jugendliche selber einbezogen werden. Eine erste Projektskizze sah vor, Schulungen und Projektwochen an Schulen durchzuführen und weitergehend ein an die Berner Verhältnisse adaptiertes Fahrzeugbegleitungsprojekt zu initiieren. Erste Materialien dazu - z.B. eine PowerPoint-Präsentation - wurden erstellt. BERNMOBIL wollte mit diesen Massnahmen das Kind Vandalismus beim Namen nennen, kein Gießkannenprinzip wegen der begrenzten Wirksamkeit, sorgfältig mit begrenzten Ressourcen umgehen und den Hebel möglichst am wirkungsvollsten Punkt ansetzen.

In der Folge wurde Andi Geu, der Leiter der Berner Sektion des National Coalition Building Institute NCBI³, beauftragt, zu den vorgeschlagenen möglichen Massnahmen aus fachlicher Perspektive Stellung nehmen. Durch diese Stellungnahme rückten erstens die Ursachen, die hinter dem Vandalismus stehen, weiter in den Vordergrund. Dies führte zu einer Erweiterung der bereits bestehenden Materialien. Zweitens weitete sich der Fokus und die Reichweite des Projekts über Bernmobil hinaus auf eine umfassende Kooperation mit möglichst vielen involvierten und betroffenen Institutionen mit Ressourcen aus. Und drittens veränderte sich die Gewichtung der Ursprungsideen - weg vom FahrzeugbegleiterInnenprojekt⁴, hin zu einem umfassenden Präventionsprojekt, das Schulen genauso wie die Jugendarbeit und andere Institutionen involviert. So entstand in gemeinsamer Entwicklung mit Reto Würzler von BERNMOBIL nach und nach die hier vorliegende Prozess-Skizze für das weitere Vorgehen zum Projekt „No more rumore“.

Fazit der Vorarbeiten

Wie wir bereits anlässlich der im Teil „Ausgangslage“ geschilderten Überlegungen gesehen haben, handelt es sich beim von Jugendlichen ausgeübten Vandalismus oft um Akte, die sich gegen eine diffuse Autorität richten. Somit steht jede Aktivität, die sich präventiv gegen Vandalismus richtet, vor einem prinzipiellen Problem: jeglichem Auftreten, das von den Jugendlichen als autoritär oder aufgezwungen erlebt wird, droht eine kontraproduktive Wirkung: Druck, Drohungen oder Repression verstärken den inneren „Dampf“, der sich wiederum in Vandalenakten entladen kann.

Dies führt zu einer zentralen Frage: Wie können Jugendliche dazu motiviert werden, sich effektiv mit dem Thema Vandalismus auseinander zu setzen - insbesondere diejenigen, die mehrere der oben genannten Risikofaktoren aufweisen und aufgrund ihrer „Therapieresistenz“ schwierig zu erreichen sind? Meiner Erfahrung nach hilft es, die folgenden Punkte zu beachten:

³ NCBI Schweiz ist ein gemeinnütziger, parteipolitisch und konfessionell neutraler Verein, der sich für den Abbau von Vorurteilen und für konstruktive Konfliktlösung und Gewaltprävention einsetzt.

Andi Geu als Leiter von NCBI Bern verfügt über viel Erfahrung in der Arbeit mit Schulen an den Themen Gewalt, Konfliktlösung und Vandalismus: Das von NCBI konzipierte Programm „Peacemaker“ bildet Schülerinnen und Schüler dazu aus, auf dem Pausenplatz und in ihren Klassen Streit konstruktiv zu unterbrechen und begleitet Schulen bei der Gewaltprävention. Zudem bringt er als Projektinitiator und Moderater der im Rahmen der Stadtberner Projekte zur Berner Erklärung durchgeführten „stattgewalt-Rundgänge“ viel Erfahrung zum Umgang mit heiklen Situationen und Zivilcourage im öffentlichen Raum mit. - Mehr Information: <http://www.ncbi.ch>

⁴ Siehe hierzu die ebenfalls von Andi Geu verfasste Stellungnahme zu einem FahrzeugbegleiterInnenprojekt für Bernmobil.

- Eine *ausschliessliche Fokussierung auf die Jugendlichen ist zu vermeiden*. Eine solche kann schnell dazu führen, dass die Haltung entsteht, dass beim Thema Sachbeschädigung nur die Jugendlichen gefordert seien - und nicht ihre Erziehungsberechtigten, die Institutionen, in denen sie sich bewegen, die Behörden dort, wo sie leben.
- Eine *ausschliessliche Fokussierung auf das Thema Vandalismus ist zu vermeiden*. Zu schnell kommen Jugendliche bei dieser Betrachtungsweise primär als Täterinnen und Täter vor, zu leicht wird die Diskussion moralisch und löst Trotz, Widerstand und Abwehr aus - allesamt Hindernisse für eine konstruktive Auseinandersetzung, die zum Überdenken und im besten Fall zur Veränderung von Verhaltensmustern führen kann.
- Es hilft, die *Jugendlichen dort abzuholen, wo sie selbst betroffen sind*: bei ihren Zukunftssorgen und -ängsten, bei ihrer Perspektivlosigkeit, bei ihren Gewalterfahrungen, bei ihren Beispielen von Konflikten, bei den Strategien, wie sie mit dem Druck und den Enttäuschungen der Zeit umgehen. Und mit den Emotionen, die durch die aktuelle Situation in ihnen entstehen können.
- Es braucht von Seiten der Behörden und Institutionen eine *klare Haltung gegen Vandalismus* sowie eine klare Kommunikation dieser Haltung.
- *Zuhören und Verständnis suchen ≠ einverstanden sein!* Wenn Menschen sich ändern sollen, brauchen sie den „Umweg“ über die eigene Betroffenheit, sie wollen sich in ihren Beweggründen und Motivationen ernst genommen fühlen.
- Die Form der Auseinandersetzung mit diesen Themen sollte *interaktiv, erlebnis-orientiert und integrativ* sein. Es ist wichtig, eine sichere Atmosphäre aufzubauen, in der Gruppenarbeiten, -spiele und Diskussionen, Rollenspiele und Einzelarbeiten durchgeführt und ehrlich besprochen werden können. Dabei ist es wichtig, auch die gruppendynamischen Prozesse in einer Klasse/Gruppe zu beobachten und gegebenenfalls anzusprechen. Zivilcourage und eigenständige Meinungsäusserungen müssen in diesem Rahmen gezielt gefördert werden.
- An die Lebenswelt der Jugendlichen soll sich das Projekt gezielt anschliessen. Dies kann am besten gelingen, wenn Jugendliche an der Erarbeitung und Durchführung *partizipativ* beteiligt und als Expertinnen und Experten einbezogen sind. So kommt ihre Sprache, kommen ihre Geschichten zu Wort.
- Vielfach fehlt diesen Jugendlichen ein alternatives Set an Verhaltensweisen zu einem konstruktiven *Umgang mit Emotionen, Frustrationen und Aggressionen*. Dieses muss ihnen vermittelt und mit ihnen eingeübt werden.

Alle diese Überlegungen zu den möglichen Projektmassnahmen sowie die Weiterentwicklungen der ursprünglichen Projektidee führten in gemeinsamer Entwicklungsarbeit mit Bernmobil zur folgenden **Projektstruktur**, auf deren Grundlage nun das Projekt „No more rumore“ lanciert und die Träger- sowie die Projektgruppe aufgebaut werden sollen :

- **Trägergruppe:** Für die Umsetzung des Projekts „No more rumore“ ist es hilfreich, wenn die Projektaktivitäten von einer *möglichst breiten Koalition* von Institutionen und Körperschaften, die von Vandalismus direkt oder indirekt betroffen sind, getragen werden. Vertreterinnen und Vertreter der Gemeinden und des Kantons, von Schulen (Behörden, Lehrkräfte und SchülerInnen), Betrieben, der Jugendarbeit sowie externen Fachleuten sollten in einer Trägergruppe vertreten sein.
- **Projektgruppe:** Es soll eine innovative, flexible und mit der Thematik vielseitig erfahrene Projektgruppe aufgebaut werden, die das Projekt vorantreibt, Massnahmenpakete erarbeitet und allenfalls auch durchführt. Diese agiert eigenverantwortlich, befindet sich aber im regelmässigen und fest institutionalisierten Dialog mit der Trägergruppe.

- **Zielgruppe:** Damit Präventionsarbeit wirken kann, muss sie auf verschiedenen Ebenen greifen und Spuren hinterlassen: Behörden, Eltern, Schule, Jugend-, Sozial- und Gemeinwesenarbeit müssen genauso involviert werden wie die Jugendlichen selber. Ziel des Projekts „No more rumore“ ist es aber insbesondere, diejenigen Jugendlichen in der Region Bern mit seinen Massnahmen zu erreichen, die mehrere der weiter oben identifizierten Risikofaktoren aufweisen. Das Projekt zielt also auch darauf ab, mit potentiellen oder auch überführten Täterinnen und Tätern zu arbeiten. Wesentlich wird hier sein, die Jugendjustiz sowie die erziehungsberechtigten Erwachsenen in die Arbeit und in die Verantwortung für den Erfolg, mit einzubeziehen.
- **Arbeitsmethodik:** Nichtsdestotrotz wird in der Arbeit mit der Zielgruppe ein *positiver, nicht ausschliesslich repressiver und partizipativer Ansatz* gesucht, um eine möglichst nachhaltige Wirkung erreichen zu können.